



Martin Rasper
Vom Gärtnern in der Stadt
Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt
ISBN 978-3-86581-183-7
208 Seiten, 14,5 x 22,8 cm, 19,95 Euro
oekom verlag, München 2012
©oekom verlag 2012
www.oekom.de

Kapitel 1

Das soll ein Garten sein?

Warum es plötzlich so viele neuartige
Gärten gibt und warum wir die auch brauchen.
Was einen Garten überhaupt ausmacht.
Und warum sich sogar das gerade ändert.





Eine Mischung aus Wildwest und Hüttendorf, Happening und Abenteuerspielplatz



Wandert man auf dem Gelände des ehemaligen Berliner Flughafens Tempelhof in Richtung Osten, dann sieht man knapp vor den ersten Häusern von Neukölln ein merkwürdiges Durcheinander, ein unklares Gewimmel, das in starkem Kontrast steht zu der wüstenhaften Weite des Flugfelds. Die Verwirrung wird beim Näherkommen nicht kleiner. Fahnen wehen im Wind, üppiges Grün wuchert aus grob gezimmerten Holzkonstruktionen unterschiedlichster Form und Größe, die, keiner erkennbaren Ordnung folgend, über die Grasfläche verteilt sind. Manche dieser Gebilde könnte man als Kisten oder Verschläge bezeichnen; andere bestehen erkennbar aus Paletten, Türen, Schränken, Betten oder gar Badewannen; eine hat die Form eines Boots, das durch das Chaos pflügt; andere sind garniert mit liebevoll gestalteten Blumenkästen.

Überall sprießt es. Wild, chaotisch, anarchistisch. Riesenhalfe Sonnenblumen recken sich in die Höhe, Tomaten und Bohnen ranken an Holzgerüsten, Salat und Radieschen, Kohl und Zucchini wachsen um die Wette. Über den Rand einiger dieser Hochbeete – denn um solche handelt es sich offenbar – ergießen sich Kaskaden von Kapuzinerkresse wie eine grün-orange Welle. Und überall sind Menschen zugange. Es wird gehämmert und gesägt, ge graben und gejätet, geplaudert und diskutiert. Eine Gruppe von sechs Freunden hat ein kunstvolles Hochbeet mit s-förmigem Grundriss und auf- und abschwellender Seitenwand errichtet und berät jetzt die Art der Befüllung. Zwei junge Männer legen letzte Hand an eine treppenförmig aufsteigende Konstruktion, in der bereits ein Wald aus Sonnenblumen wächst. Eine türkische Mama, beifällig betrachtet von Mann und Schwester, legt mit Holzbrettern ihren



Claim aus und wirkt so belustigt, als könne sie das nicht recht glauben. In der Luft liegt eine Stimmung von Aufbruch und Lebenslust, eine Mischung aus Wildwest und Hüttdorf, Happening und Abenteuerspielplatz.

Was für eine Verwandlung! Zuerst Exerzierplatz, dann Flugplatz, im Krieg wie im Frieden, bis 2008 endgültig das letzte Flugzeug abhob. Und jetzt das! Startbahnen zu Hochbeeten, eine originelle Variante des Themas *Schwerter zu Pflugscharen*. »Pionierfeld Oderstraße« heißt das Treiben im Jargon der Planer, offiziell als »Zwischenutzung« deklariert und geduldet bis 2016. Denn 2017 findet hier die IGA statt, die Internationale Gartenausstellung, und dann weht ein anderer Wind. Oder auch nicht, man wird sehen. Die Investoren würden hier natürlich am liebsten alles ganz schnell wieder zubauen, mit »exklusiven Eigentumswohnungen«; die Bürger hingegen würden das Tempelhofer Feld gerne ganz offen lassen, als riesigen Park der Möglichkeiten. Also hat sich die Öffentlichkeit zumindest eine Atempause verordnet. Und von den Ideen, die auf den drei »Pionierfeldern« genehmigt wurden, ist diese die charmanteste und spektakulärste. Auf 5.000 Quadratmetern Fläche, in über 300 Beeten, wird nicht nur Gemüse produziert, sondern auch Lebenserfahrung und soziale Kompetenz. Auf jeden Fall ist es der größte Gemeinschaftsgarten Europas; und das Aufsehen, das er erregt, ist entsprechend. »Sonnenblumen statt Kerosin«, staunte etwa die Reporterin der indo-



nesischen Zeitung *Jakarta Globe*. Und Frauke Hehl vom Allmende-Kontor, der Initiative, die das Projekt angestoßen hat, sagt: »Es ist nicht nur ein Ort zum Gärtnern, sondern auch eine Anlaufstelle, ein Ort der Begegnung und der Vernetzung, aber auch Lernort und Wissensspeicher: Wir erhalten hier alte Gemüsesorten und geben das Wissen darum weiter.«

Inzwischen steht die Sonne tief im Westen und nähert sich dem Dunst über Schöneberg. Jetzt kann man sich vorstellen, eine andere Utopie der vergangenen Jahre wäre hier verwirklicht worden, nämlich die des Architekten Jakob Tigges, die spektakulärste, durchgeknallteste, grandioseste, vernünftigste, mit einem Wort: genialste aller Ideen, die das Vakuum auf dem Tempelhofer Feld hervorgebracht hat – dann würde sich hier ein 1.021 Meter hoher Berg erheben. Ein grandioses Massiv mit schräg gestellten Gesteinsschichten und Felswänden und Wasserfällen und Almen, dessen zwei Gipfel in den Himmel über Berlin ragen würden wie der Scherenschnitt eines überdimensionalen Berggeistes. Und der Allmendegarten läge seit ein Uhr mittags im tiefen Schatten. Ach nein, so was Piefiges wie den Allmendegarten gäbe es dann sowieso nicht, weil dafür kein Platz wäre. Naja, manche Utopien sind doch eine Nummer zu groß für diese Welt.

200 Kilometer weiter westlich, in Hamburg, stehen auf dem Dach einer Tiefgarage Hunderte bunter Kunststoffboxen in Reih und Glied, die aussähen wie bestellt und nicht abgeholt – wenn in ihnen nicht so viel wachsen würde. Salat ist zu erkennen, Mangold, Kohl, Möhren, diverse Kräuter. Weiter hinten sprießen aus Dut-



Reeperbahn, Musikclub, Millerntor – mehr Großstadt geht nicht. Doch da stehen Leute und wollen: Gärtnern.



zenden von weißen Säcken Kartoffelpflanzen, in einem Foliengewächshaus wachsen Tomaten. Und am Eingang steht eine Gruppe von Menschen, einige von ihnen mit Gummistiefeln und Regenmänteln, denn es sieht so aus, als könnte es bald zu nieseln beginnen. Und was wollen die hier? »Urbanes Gärtnern für Einsteiger« steht auf dem Programm.

Um zu verstehen, wie verrückt das eigentlich ist, muss man sich klarmachen, wo wir hier sind: Mitten in Hamburg, in St. Pauli, an der »Großen Freiheit«, um die Ecke von der Reeperbahn; im Haus direkt nebenan residiert der altehrwürdige Musikclub Indra, in dem die Beatles 1960 (noch vor dem Star-Club!) ihre ersten Auftritte in Hamburg hatten; und das legendäre Millerntorstadion, in dem der FC St. Pauli ständig gegen den Abstieg oder um den Aufstieg kämpft, ist auch nicht weit. Mehr Großstadt geht also nicht. Und doch stehen hier jetzt Leute und wollen: Gärtnern. Einer der Teilnehmer hat früher schon mal vorbeigeschaut und will »einfach 'n büschchen mitmachen«; ein paar haben ein paar Balkonpflanzen und wollen »mehr über Pflanzen lernen«; das achtjährige Mädchen aus dem Nachbarhaus dagegen ist häufig da und kann schon fast die Assistentenrolle übernehmen; und dann sind da noch zwei Damen, die »noch nie was mit Gärtnern zu tun« hatten, aber kürzlich einen Vortrag der indischen Aktivistin Vandana Shiva gehört haben und entsetzt waren, »wie sich das alles entwickelt mit der Landwirtschaft«, und daraufhin das Gefühl bekamen, »dass man da was tun muss«.

So weit sind wir also schon: Die Leute gärtnern auf stillgelegten Flughäfen und auf den Dächern von Tiefgaragen. Die zwei Beispiele sind zwar extrem, aber keine Einzelfälle. Überall in Deutschland ent-

Was sind das alles für Gärten?

Mit der Urban-Gardening-Bewegung ist eine Vielzahl neuer Formen entstanden. Bei manchen sind die Übergänge fließend oder der Sprachgebrauch etwas widersprüchlich. Trotzdem unterscheiden sich viele hinsichtlich ihrer Motivation oder Organisationsform deutlich.

Urban Gardening, urbaner Garten

Etwas unscharfer Begriff für alles, was an gärtnerischen Aktivitäten in der Stadt passiert und in kein herkömmliches Schema passt oder sonst auf irgendeine Art neu ist. Im Prinzip alles, was Thema dieses Buches ist.

Gemeinschaftsgarten

Oberbegriff für alle Formen von Gärten, die mehr oder weniger gemeinsam bewirtschaftet werden (also im Unterschied zum Schrebergarten); gelegentlich hört man auch den Begriff »partizipatives Gärtnern«. Die meisten neuen Gartenformen zählen hierzu.

Nachbarschaftsgarten, Kiezgarten, Quartiersgarten, Bürgergarten

Ein Gemeinschaftsgarten, der meist von einer Initiative angelegt wurde, offen für alle und getragen von denen, die mitmachen.

Interkultureller Garten, MigrantInnengarten

Sehr verbreitete Form des Gemeinschaftsgartens; der erste entstand 1995 in Göttingen mit Flüchtlingen aus dem Jugoslawienkrieg, inzwischen sind es in Deutschland über 120. Das Gärtnern dient auch der Kommunikation, der Integration, dem Abbau von Vorurteilen. Für viele MigrantInnen ist der Garten ein Stück Heimat – und zugleich Möglichkeit, in der Fremde heimisch zu werden. In puncto Gemüsevielfalt sind die Interkulturellen Gärten spannende Orte. Unterstützt werden sie von der »Stiftung Interkultur«, stiftung-interkultur.de.

Mietergarten, BewohnerInnengarten

Gärten, die in der Regel von den Wohnungsbau- gesellschaften für die Mieter angelegt und von diesen genutzt werden. So etwas kann man übrigens selbst anregen!

Pädagogischer Garten, Lerngarten, Schaugarten

Viele urbane Gartenprojekte sind Orte des Lernens, in denen auch Kurse abgehalten werden; manche Initiativen gehen auf Anfrage auch in die Schulen. Der klassische Schaugarten ist zwar eher ein Museum, in dem man nichts anfassen darf; im Zug des urbanen Gärtnerns aber wird der Begriff zum Teil neu interpretiert. In den meisten urbanen Gartenprojekten darf man an den Blättern zupfen und kauen.

Selbsterntegarten

Der optimale Einstieg für den Anfänger: eine Parzelle, die im Frühjahr von einem Profi mit vorgezogenem Gemüse bepflanzt wird und die man die Saison über pflegt und beerntet. Nachteil: Im Herbst muss alles komplett geräumt werden, Obstbäume und Ähnliches sind nicht möglich.

Mehr dazu und die wichtigsten Adressen auf Seite 31.

Mobiler Garten

Ein relativ neuer Begriff, eigentlich ein Paradoxon; entstanden aus der zweifachen Not, dass erstens die Stadtverwaltungen auf den Brachflächen meist nur Zwischennutzungen erlauben, bis dort »was Richtiges« entsteht, und dass man zweitens an manchen Stellen in der Großstadt ungern direkt in den Boden pflanzen möchte. Deshalb mobiles Gärtnern in Kisten und Säcken. Aber insgeheim träumt auch ein mobiler Garten davon, sesshaft zu werden.



Kleingarten, Schrebergarten

Immer noch die verbreitetste Gartenform: rund eine Million in Deutschland. Das Land gehört meist der Gemeinde, die Vereine verwalten es für ihre Mitglieder; mancherorts kann man Kleingärten auch kaufen. In den Ballungsgebieten sind die Anlagen voll besetzt; in manchen Regionen, z.B. im Osten, sind dagegen Kleingärten frei.

Haus- und Privatgarten

Auch der klassische Hausgarten soll hier erwähnt werden, auch wenn er nichts Neues ist. Aber in den Privatgärten ist das ökologische Verbesserungspotenzial mit Abstand am größten: Die Fläche aller Privatgärten in Deutschland ist so groß wie die der Naturschutzgebiete!



»Prinzessinnengarten,
wat iss'n ditte?«, fragte
sich der gemeine Berliner.

stehen zur Zeit neuartige »Gärten« – und manche von denen möchte man unwillkürlich in Anführungszeichen setzen, weil sie dem, was man gemeinhin einen Garten nennt, so gar nicht ähneln.

Mitverantwortlich dafür, dass der Garten offenbar neu definiert wird, ist natürlich der Prinzessinnengarten in Berlin, das bekannteste der neuen urbanen Gartenprojekte.

Die Geschichte ist inzwischen leidlich bekannt: Robert Shaw, einer der beiden Gründer, hatte einst im Kuba-Urlaub gesehen, wie effektiv sich dort die Leute weitgehend selbst versorgen, und was überhaupt an Landwirtschaft in der Stadt möglich ist – und sich davon für das Projekt inspirieren lassen, das ihm vorschwebte: ein Garten mitten in der Großstadt, der Lebensmittel produziert und offen sein soll für alle, ein Ort der Begegnung, zum Lernen und zum Mitmachen. Anfangs, im Sommer 2009, gab es noch gewisse Irritationen, weil es eben so neu war. »Prinzessinnengarten, wat iss'n ditte?«, fragte sich der gemeine Berliner, und es dauerte eine Weile, bis er es einigermaßen begriffen hatte. Dass der Name von der angrenzenden Prinzessinnenstraße herrührte, war noch einzusehen; aber sonst? »Mobile urbane Landwirtschaft«, stand auf den Schildern, die am Zaun hingen, das hatte man so natürlich noch nie gehört. Dabei waren die Worte sorgsam gewählt. Denn zum einen gibt der Berliner Senat die Fläche, auf der man ja auch ein todschickes und zur Hälfte leerstehendes Bürogebäude bauen könnte, natürlich nicht wirklich her; er vermietet sie den Prinzessinnengärtnern immer nur für ein Jahr, so dass sie so mobil bleiben wollen, dass sie notfalls umziehen könnten. Und direkt in den misshandelten Stadtboden will auch niemand etwas pflanzen, deshalb wächst das Gemüse in Kisten



und Säcken. Das ist das Verblüffendste, wenn man den Prinzessinnengarten betritt: überall diese weißen Säcke, überall die Hochbeete aus braunen und grauen Kisten, und aus allen sprießt und grünt es gewaltig.

Die Erde, in der die Pflanzen wachsen, kommt aus gutem Haus, von einem Demeter-Betrieb in der Mark Brandenburg, soweit also alles öko. Und jedem, der fragt, ob man das denn tatsächlich einen Garten nennen könne, diese Kunststoffkisten auf dem Kiesboden mitten in der Großstadt, dem antwortet Mitgründer Marco Clausen trocken: »Ein Gemüsegarten ist da, wo Gemüse angebaut wird.«

Aber was bedeutet diese Entwicklung nun für unsere Vorstellung von Garten? Ein Garten ist, historisch gesehen, vor allem das Gegenteil von Wildnis. Zu ihr grenzt er sich ab, durch eine Mauer, einen Zaun, eine Hecke, durch ein paar in den Boden gesteckte Stöcke. Und selbst wenn ihn keine befestigte Grenze umgibt, zeigt er durch seine Gestaltung, durch Beete, Wege, gerade Linien, durch die Art seiner Bepflanzung: Hier ist die Wildnis zu Ende, hier beginnt etwas anderes. Ein Garten ist ein kleines Hoheitsgebiet. Im alten deutschen Recht gab es den »Gartenfrieden«, analog dem Hausfrieden: Wer gewaltsam in einen Garten eindrang, ob Tier oder Mensch, der durfte vertrieben, im Extremfall getötet werden.

Aus dieser Abgrenzung ergibt sich das Spannungsverhältnis, das jeden Garten bestimmt. Ein Garten ist gestaltete Natur. Sein Material, Pflanzen und Boden, sind natürlichen Ursprungs, aber der Umgang mit ihnen ist kulturell. In diesem Spannungsfeld muss der Gärtner



Ein Garten ist Natur und Kultur zugleich. In diesem Spannungsfeld muss der Gärtner seine Linie finden.



seine Linie finden. Wieviel Wildheit lässt er zu, wie stark greift er ein? Welche Art von Ordnung prägt er dem Garten auf, seine eigene oder die der Natur? Denn die Außenwelt bedrängt den Garten unaufhörlich. Aus allen Richtungen kommen fremde Samen und fremde Tiere und wollen sich im Garten breitmachen, und sie haben in den meisten Fällen andere Vorstellungen von der Entwicklung des Gartens als der Gärtner. Blattläuse laben sich an den zarten jungen Blättern; Kohlweißling-Raupen finden auf Kohlpflanzen, Kartoffelkäfer auf Kartoffelpflanzen ihre angestammte Heimat; Löwenzahn, Vogelmiere und Brennnessel gedeihen prächtig auf dem nährstoffreichen Boden. Manchmal vergessen selbst die Kulturpflanzen ihre zivilisatorische Wohlerzogenheit, dann keimen sie gar nicht oder zu spät, oder sie wollen einfach nicht so viel Frucht geben, wie es der Gärtner gerne hätte. Und dann ist da noch das unvorhersehbare Wetter: Auch Wind, Regen, Sonne und Frost sind Teil des Wilden in der Natur.

Doch die Wildnis gibt dem Garten auch wertvolle Impulse. Sie bewahrt die unendlichen Möglichkeiten, die in den Pflanzen stecken: die Vielfalt, das pralle Leben, die Überraschung. Jeder Gärtner kennt die Momente, in denen der Garten sich an seine Abstammung aus der Wildnis erinnert. Da ist das zähe Leben, das sich überall festkrallt und sich manchmal auf die merkwürdigste Weise manifestiert. Die Schachblume, die eines Frühlings plötzlich auftaucht wie ein irrer Designertraum, unerklärlich und rätselhaft in ihrer bloßen Anwesenheit. Der Lavendel, der in einer winzigen Ritze zwischen Steinplatten Fuß gefasst hat, Sommerhitze und Frost übersteht, niemals gepflegt wird und dennoch gedeiht. Der Efeu, der sich unter der Asphaltenschicht hindurcharbeitet, um an der ersten geeigneten Stelle hervor-

zubrechen; die Ausläufer der Rosen, der Erdbeeren, der Himbeeren, der Minze, die sich in alle Richtungen strecken, oder der unersättliche Kürbis, der, wenn man ihn lässt, in wenigen Monaten zu einem zehn Meter langen Monstrum mit Dutzenden von Blüten heranwächst – überall im Garten ist wildes, ungebärdiges Wuchern, alles schreit: Ich will leben, ich will wachsen!

In alten Bauerngärten ist diese Kraft zu spüren, aber auch, und das ist das Verblüffende, bei vielen der urbanen Gartenprojekte, trotz ihrer oft schwierigen Bedingungen. Am beeindruckendsten fand ich das auf dem Tempelhofer Feld. Viele der Menschen, mit denen ich dort sprach, hatten entweder gar keine oder nur wenig Gartenerfahrung; manche hatten bisher bestenfalls ein paar Balkonpflanzen gepflegt. Anna, eine Medizinstudentin aus Neukölln, erklärte mir, sich für einen Schrebergarten zu bewerben, sei ihr »zu stressig und zu aufwendig« – wie überhaupt für einige der klassischen Schrebergärten eine Art Negativpol zu sein schien. Aber so etwas wie hier, das sei gerade richtig. Manche konnten auch gar nicht so recht erklären, warum sie hier eigentlich gärtnernten, und

sie hätten es sich wohl ein, zwei Jahre vorher auch nicht vorstellen können. Aber alle legen sich mit einer Unbekümmertheit und Kreativität ins Zeug, die absolut ansteckend wirken. »Einfach mal machen«, lautet das Motto, und darin steckt alte Weisheit: Gärtnern heißt Experimentieren, und Gärtnern heißt Lernen.



Was sind Selbsterntegärten?

Die Idee der Selbsterntegärten stammt aus Österreich und hat sich in den letzten Jahren rasant verbreitet. Sie folgen einem einfachen Prinzip und sind **optimal für Anfänger**: Man übernimmt Anfang Mai ein Beet, auf dem mehrerelei im Gewächshaus vorgezogenes Gemüse bereits gepflanzt ist. Den ganzen Sommer über kann man zusehen, wie es wächst, jäten, gießen und ernten und selbst Sachen ausprobieren. So erhält man frisches, ökologisch angebautes Gemüse, macht ohne Risiko die ersten Erfahrungen, kommt in Kontakt mit anderen Leuten und kann schauen, ob man Freude daran findet. Die Gebühr (je nach Beetgröße **etwa 50 bis 150 Euro pro Saison**, bei den kommerziellen Anbietern zum Teil auch mehr) lohnt sich meist schon durch den Gegenwert des Gemüses. Achten sollte man darauf, dass das Gelände nicht zu weit vom Wohnort entfernt ist.

Die Mutter aller Selbsternteprojekte in Deutschland ist die Hessische Staatsdomäne Frankenhausen, die mehrere Flächen in und um Kassel unterhält: wiz.uni-kassel.de/dfh/gemueseselbsternte_23.htm. Eines der größten und aktivsten kommunalen Projekte sind die Krautgärten in München; Übersicht bei haderner-krautgarten.de. Im Münchner Umland ist die Vermarktungsinitiative Unser Land mit mehreren Dutzend ihrer »Sonnenäcker« aktiv; siehe unserland.info/projekte/sonnenaecker. Ein großes kommerzielles Angebot mit Gärten in ganz Deutschland ist Meine Ernte, meine-ernte.de; kleiner sind Garten-glück in Köln, gartenglueck.info, Erntezeit in Hamburg, gaertnern-machtgluecklich.de, und der Bauerngarten in Berlin, bauerngarten.net. Die Saisongarten-Initiative der Supermarktkette Tegut, pflanzen-ernten.de, hat rund ein Dutzend Selbsternte-Standorte in Hessen. Auch in Radolfzell, Bonn und einigen anderen Städten existieren Selbsternteprojekte. Daneben gibt es Dutzende von Biohöfen und anderen Landwirten, die Gemüseselbsternte anbieten; auf Artikel in der Lokalpresse achten oder bei den Umweltverbänden erkundigen!

Hier schien ein ganz ursprünglicher Impuls am Werk zu sein, dem die Leute folgten, eine archaische Kraft, die einen Ausdruck suchte. Die Wissenschaft hat dafür einen Namen gefunden: »Biophilie« nennt sie die Neigung des Menschen, sich zu allem Lebendigen hingezogen zu fühlen. Das ist natürlich ein uralter Gedanke; Respekt vor dem Leben fordern praktisch alle großen Religionen ein. In unserer Zeit aber führte der Evolutionsforscher Edward O. Wilson den Gedanken weiter: Da der Mensch sich im Kontakt zur Natur entwickelt hat, sind nicht nur unser Bewegungsapparat und unser Stoffwechsel, sondern auch unsere Sinnesorgane, unsere Reflexe und nicht zuletzt auch unser Bewusstsein in der Auseinandersetzung mit ihr entstanden. Während der allerlängsten Zeit der Menschheitsgeschichte war die Natur unser natürliches Umfeld.

Im Umkehrschluss folgt daraus, dass wir zu einem ausgeglichenen Seelenhaushalt diesen Kontakt nach wie vor brauchen. Eine gewisse Dosis Grün (mit individuellen Unterschieden natürlich) ist lebensnotwendig; auch der Hang zum Haustier hat hier natürlich seine Wurzeln. Wir spüren, dass dem, was in der Natur geschieht, eine ganz eigene Wahrheit innewohnt – eine Wahrheit, von der wir ein Teil sind und die ein Teil von uns ist. Und wenn wir davon ausgesperrt sind, leiden wir. Ich selbst erlebte das auf geradezu klassische Weise, als ich vor zehn Jahren Vater geworden war und mich plötzlich mit Frau und Kind in einer Stadtwohnung in München-Neuhausen wiederfand, deren Fenster sämtlich nach Norden gingen und in der ich, so schien es mir anfangs, den Rest meines Lebens damit verbringen würde, nachts ein schreiendes Kind herumzutra-



Irgendwann war die Not so groß, dass ich im Grünwald-Park heimlich zu gärtnern anfing.



gen. Die einzigen Sonnenstrahlen in dieser Wohnung drangen über den nach Westen gerichteten Küchenbalkon ein, dies aber wegen der hohen Wand des Nachbarhauses nur für wenige Stunden am Nachmittag und auch nur von Mitte April bis Anfang September; mit anderen Worten, es waren Lichtverhältnisse wie am Polarkreis. Alles in mir schrie nach Sonne, nach Grün, nach Aktivität, nach Arbeit an der frischen Luft.

Nachdem ich den winzigen Balkon auf sämtlichen Ebenen bepflanzt hatte, so dass man dort kaum noch sitzen konnte, nahm ich mir den kleinen Fleck in unserem Hinterhof vor, den die dort ansässige Dachdeckerfirma bei ihrer Arbeit freiließ; aber dort kam noch weniger Sonne hin. Irgendwann wurde die Not so groß, dass ich anfing, abends heimlich im Grünwald-Park zu gärtnern. An der Nymphenburger Straße gab es ein Blumengeschäft, das bei Ladenschluss die nicht verkauften Pflanzen zur Selbstbedienung auf den Bürgersteig stellte, und fortan schaute ich, wann immer es möglich war, um 19 Uhr dort vorbei und nahm mit, was da war: Sonnenblumen, Rosen, Veilchen, Vergissmeinnicht, manchmal sogar auch einen Salbei.

Das Ergebnis meiner ersten Pflanzaktion war interessant, aber auf andere Weise als erhofft. Ich lernte ein mächtiges Tier kennen, das in Verbänden von wechselnder Größe durch unsere Anlagen zieht und unvorhersehbare Verwüstungen anrichtet: das spielende Kind. Die erste Sonnenblume, die ich hinter den Sträuchern eingepflanzt hatte und am übernächsten Tag inspizieren wollte, fand ich schräg in der Wiese steckend, wo sie offensichtlich als improvisierter Torpfosten gedient hatte, hilflos und halb vertrocknet und mit

beschädigtem Wurzelballen. Kein Wunder: Eine Pflanze mit Wurzeln, die man vorher im Gebüsch ausgerissen hat, lässt sich nicht in den Boden rammen wie ein Stock; das hatten sie natürlich übersehen, die Racker.

Im Lauf der Zeit lernte ich die Umgebung stärker mit Gärtneraugen zu sehen und einen Blick zu entwickeln für den »Nutzungsdruck«, wie die Stadtplaner sagen. Ich begann meine Pflanzen geschickter zu platzieren; ich lernte nicht nur zu erkennen, wo die wilden Kinder hausten, sondern auch, wo die Stammgäste des Kiosks abends ins Gebüsch pinkelten und wo die spazierengeführten Köter ihre Duftmarken hinterließen; und das Gießwasser schleppte ich irgendwann nicht mehr eimerweise mit dem Fahrrad an, sondern





begann es aus dem Nymphenburger Kanal zu entnehmen. Außerdem pflanzte ich irgendwann nicht nur die Gratisgewächse vom Blumengeschäft, sondern begann auch mit Sämlingen zu experimentieren, etwa aus den Früchten der riesigen Kirschpflaume, die in der Volkartstraße beim U-Bahn-Aufgang steht und jedes Jahr im Mai mit ihren weißen Blüten die Straße schmückt. Groß war meine Freude, als im kommenden Frühjahr die ersten Sämlinge der Kirschpflaume gesprossen waren. Und groß war mein Entsetzen, als eine Tages die marodierenden Horden, wahrscheinlich ohne es überhaupt zu merken, wieder in meiner kleinen Plantage gewütet hatten wie die Wildschweine im Maisacker. Da kam ich endlich auf die Idee, mich für einen Kleingarten zu bewerben. Mit einem schönen Zaun drum.

In historischer Zeit haben die Menschen immer mit Gärten gelebt. Gärten sind ein untrennbarer Bestandteil unserer Kultur; mehr noch, Gärtner ist Kultur, denn das kommt vom lateinischen *cultivare*, was nichts anderes bedeutet als Land zu bestellen. Unser kollektives Gedächtnis besitzt ein präzises Wissen darüber, dass der Garten ein Ort der Kultur ist; am besten sieht man es daran, wie sehr dieses Bewusstsein in unserer Sprache, nun ja: *verwurzelt* ist. Wenn wir beispielsweise einem wichtigen Vorhaben sorgfältig den *Boden bereiten*, solange, bis bei unseren Mitstreitern schließlich die *Saat aufgeht* oder zumindest eine gewisse Zuversicht *keimt* (sofern die Kollegen nicht riskieren wollen, ihre Talente *brachliegen zu lassen*); wenn dann in einer späteren Phase des Projekts wild die Ideen *sprießen* (oder gar *ins Kraut schießen*), bis einige der Vorschläge tatsächlich *zur Blüte gelangen* und unsere gemeinsamen Bemühungen



Ob Ideen sprießen oder Bemühungen fruchten, der Garten ist in der Sprache tief verwurzelt.



schließlich *fruchten* – sprich, wenn wir ein Thema lange und geduldig *beackern*, um am Ende die verdiente *Ernte einzufahren*, dann ruhen all diese Metaphern auf dem *Boden*, den wir seit Urzeiten bearbeiten. Das heißt, wenn wir auf dem Boden der Tatsachen stehen, befinden wir uns eigentlich immer mit einem Bein im Garten. Wenn alles schön wächst, empfinden wir das als angenehm, um nicht zu sagen *ersprießlich*. Oder, um ein anderes dieser bildhaften Wörter zu verwenden: als *gedeihlich*. Und man muss sich nur ganz kurz die Sprache der Projektmanager ins Bewusstsein rufen, all diese *Benchmarks*, *Profile Analyses*, *Key Roles* und *Win-Win-Situations*, um zu begreifen, das da unterwegs was verlorengegangen ist.

So sehr also die Gärten historisch in unserem Bewusstsein verwurzelt sind, so wenig hat dies noch eine Entsprechung in der Alltagskultur. Die Anbindung an die existenziellen Vorgänge des Pflanzens, Säens, Erntens, aber auch des Verarbeitens, Haltbarmachens und Lagerns, all das vielfältige Wissen um die Verwendung des Selbstangebauten, ist uns zum großen Teil verlorengegangen. Gärtnerisches und botanisches Wissen wird auch kaum als Teil der Allgemeinbildung empfunden. Eine gotische von einer romanischen Kirche unterscheiden zu können oder ein Beethoven- von einem Mozart-Stück, das gehört zum guten Ton. Aber schon bei der Felsenbirne etwa, diesem freundlichen Strauch, der in unseren Städten hunderttausendfach herumsteht und das Auge ebenso erfreut wie eine gelungene Barockfassade (nein, der es sogar dreifach erfreut: im Frühling durch die cremefarbenen Blüten, im Frühsommer durch die blauschwarzen Beeren und im Herbst durch das bunte Laub) – schon bei der Felsenbirne müssen viele kulturbeflissene Zeitgenos-

Stiftung Interkultur – der gute Geist der Gartenprojekte

Fast alle Gartenprojekte stehen vor vergleichbaren Aufgaben: Wie organisieren wir uns, wie kommen wir an ein Grundstück, wie finden wir Sponsoren, wie und was bauen wir an, welche Regeln geben wir uns, was müssen wir rechtlich beachten usw. Und da muss ja nicht jedes Mal das Rad neu erfunden werden – findet zumindest die Stiftung Interkultur und unterstützt Gartenprojekte mit Rat und Tat. Bedingung: Die Gärten müssen einen interkulturellen Aspekt haben, d.h. die Verständigung von Menschen verschiedener kultureller Hintergründe muss zumindest eines der Ziele sein. Der erste Interkulturelle Garten in Deutschland entstand 1995 in Göttingen, geboren aus dem Heimweh vor allem bosnischer Frauen, die vor dem Jugoslawienkrieg geflohen waren und besonders ihre Gärten vermissten. Inzwischen gibt es über 120 Interkulturelle Gärten in Deutschland (Stand Frühling 2012) und einige Dutzend geplante; sie sind alle auf der Webseite stiftung-interkultur.de porträtiert und mit Fotos und Kontaktdaten versehen.

Auf der Webseite sind außerdem zahlreiche Praxisblätter einsehbar und zum Runterladen, von handfesten Anleitungen wie zur Anlage eines Hochbeets, der Saatgutvermehrung, dem Bau eines Lehmofens oder der Anlage einer Komposttoilette bis zu sehr ausführlichen Tipps für die Vereinsgründung. Die Mitarbeiterinnen der Stiftung schöpfen aus jahrelanger Erfahrung und haben mit Gartenprojekten praktisch alles schon erlebt, was man sich vorstellen kann; auf regelmäßig stattfindenden Praxisseminaren geben sie ihr Wissen weiter und laden andere Fachleute ein.

Neben der Beratungs- und Vernetzungsarbeit fördert Stiftung Interkultur die Gärten finanziell, koordiniert ein Forschungsnetzwerk, publiziert eigene Forschungsarbeiten und organisiert eine jährliche Netzwerkkonferenz für Gemeinschaftsgärten aus Deutschland und europäischen Nachbarländern.

» Eine Vision für unsere Städte wäre die,
dass es einfach überall Gärten gibt. «

sen passen. Und während etwa über die Architektur im öffentlichen Raum häufig diskutiert wird, ist die Gestaltung der Parks, die Arbeit der Stadtgärtner und Landschaftsarchitekten in der Öffentlichkeit praktisch kein Thema.

Was für eine Leerstelle das im Grunde ist, wird einem klar, wenn man zum Vergleich den Sport heranzieht. Die meisten Menschen treiben in irgendeiner Form, zumindest gelegentlich, Sport. Die eine joggt, der andere geht ins Fitnessstudio, die dritte fährt Ski; sie alle kennen die Freude an der Bewegung, das Gefühl der Anstrengung, den Schmerz und die Verletzung (in München etwa sind die Knieprothesen, die man nach einem Kreuzbandriss beim Skifahren bekommt, absolut salonfähig!), und sie haben ein teils intuitives, teils auch theoretisches Wissen um die physiologischen Grundlagen. Sie freuen sich, wenn ihre Kinder Sport treiben und dabei Spaß haben, sie schauen ab und zu Fußball im Fernsehen und ahnen, dass man nicht ungedopt die Tour de France gewinnen kann, kurz: Sie haben teil an einem weitläufigen, mit der Gesellschaft innig vernetzten Erfahrungs- und Erlebnisraum namens Sport. Was wiederum darauf beruht, dass Bewegung, körperliche Anstrengung, Erschöpfung und Belohnung zu den menschlichen Grunderfahrungen gehören. Und dass der moderne Mensch, dem der Alltag diese Grunderfahrung nicht mehr abverlangt, sie sich eben anderweitig organisiert.

Nun ist nicht einzusehen, warum all das nicht auf ähnliche Weise auch für das Gärtnern gelten sollte. Ja, mehr noch: Während die Plackerei im Fitnessstudio eindeutig eine Ersatzhandlung darstellt, weil das ursprüngliche Tun – Mammuts jagen, stundenlang Wasser holen und Beeren sammeln – nicht mehr existiert, ist beim



Gärtner die Tätigkeit weitgehend deckungsgleich mit dem ursprünglichen Impuls. Wer gärtner, gestaltet wie seit jeher seine Umgebung mit, er bewegt sich im Freien und im Kontakt mit Pflanzen, er besorgt sich einen Teil seiner Nahrung selbst; er ist eingebunden in ein jahrtausendealtes, immer wieder den Erfordernissen der jeweiligen Zeit angepasstes Tun.

Es gibt noch eine weitere Ebene, auf der der Sport (zumindest der Hobbysport) als Vorbild dienen könnte: Kaum ein anderes Subsystem unserer Gesellschaft hat derart umfassende und stabile, weitgehend nichtkommerzielle Organisationen geschaffen. Beim Fußball existieren tragfähige, überwiegend auf ehrenamtlichem Engagement beruhende Strukturen bis runter in die elfte Liga; jedes Dorf hat einen Fußballplatz und noch weitere Sportarten, die betrieben werden. Eine Vision für unsere Städte wäre nun die, dass es einfach überall Gärten gibt. Urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten, Nachbarschaftsgärten, städtische Obsthaine, Selbstversorgergärten, Minigärten, in unterschiedlichster Gestalt und in Organisationsformen, die vielleicht zum Teil noch entwickelt werden müssen – aber sie wären einfach da, ganz selbstverständlich. »Kinder sollen mit Musik aufwachsen und mit Sport«, forderte einst die Familienministerin von der Leyen; dem ist unbedingt hinzuzufügen: »und mit Gärten!«

Bei den meisten Menschen, die sich in den urbanen Garteninitiativen engagieren, kommen verschiedene Beweggründe zusammen. Die einen wollen einfach Zugang zu frischem gesundem Gemüse haben, andere wollen vor allem in Gemeinschaft werkeln oder ihr Wissen weitergeben; der dritte empfindet es als ein Stück



politischer Autonomie, Pflanzen anzubauen, die es im Supermarkt nicht gibt, und zur Erhaltung alter Sorten beizutragen; dem nächsten geht es um die Aktivität im öffentlichen Raum oder darum, den Allmende-Gedanken wiederzubeleben.

Überraschenderweise gibt es hier einige Parallelen zu der Zeit vor hundert bis hundertfünfzig Jahren. Als die Kleingartenbewegung entstand, in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, hatte der Wunsch nach Gärten vielfältige Gründe: Die Wohnungen in den schnell wachsenden Städten waren unkomfortabel, die Arbeitsverhältnisse ausbeuterisch (berücksichtigt war etwa die Arbeitszeit »von sechs Uhr vormittags bis sechs Uhr nachmittags«), politische Mitsprache kaum vorhanden, der Staat nach heutigem Verständnis ein Polizeistaat. Obwohl die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse also nicht vergleichbar sind, fallen einige Gemeinsamkeiten auf. Damals wie heute gab es ein verbreitetes Gefühl, dass etwas in die falsche Richtung läuft und dass man gegensteuern muss. Damals



wie heute ging es um Kritik an einem als entfesselt wahrgenommenen Kapitalismus – damals in Gestalt der rücksichtslosen Industrialisierung, bei der die Fabrik- und Großgrundbesitzer auch politisch das Sagen hatten, heute in Gestalt der Globalisierung und des Kasinokapitalismus der Finanzinvestoren und Großkonzerne. Selbst die Forderung nach gemeinschaftlichen Strukturen, wie sie etwa in Form der Allmende jahrhundertelang existiert haben, wird heute von vielen Initiativen wieder aufgegriffen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, wenn etwa der Hamburger Historiker Hartwig Stein die Erwartung äußert, »die Ära der Globalisierung und Metropolenbildung könnte einen ähnlichen Kleingartenboom hervorrufen wie die Epoche der Industrialisierung und Großstadtbildung.« Streicht man die Vorsilbe »Klein«, dann hat man schon eine Beschreibung dessen, was gerade geschieht.

Unberührt von den aktuellen Motiven bleiben die traditionellen Qualitäten des Gartens. Der ruhigere Rhythmus, die Schönheit der Pflanzen, die Befriedigung, Dinge wachsen zu sehen, all das macht den Garten seit jeher zu einem Ort der Sehnsucht; und mit seiner sprichwörtlichen Üppigkeit steht er für das Gegenteil von Entbehrung. In der Dichtung aller Jahrhunderte ist das ein beliebtes Motiv, schon in der Odyssee, wo Odysseus im siebten Gesang als Schiffbrüchiger auf der Insel Korfu strandet, nackt und abgerissen und ziemlich am Ende, bis die Königstochter Nausikaa ihn aufnimmt und in den elterlichen Palast bringt. Und wie er da, noch außerhalb der Palastmauern, den königlichen Garten sieht, gehen ihm schier die Augen über: *Allda streben die Bäume mit laubigem Wipfel gen Himmel / Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven /*

Kurse machen, Praktika machen

Die meisten Garteninitiativen führen **Kurse** durch wie »Einführung ins urbane Gärtnern«, »Hochbeet bauen«, »Samengewinnung« oder Ähnliches; so etwa in Berlin der Prinzessinnengarten, prinzessinnengarten.net, das Allmendekontor, allmende-kontor.de, oder Social Seeds, social-seeds.net; in Hamburg das Gartendeck, gartendeck.de, in München das Ökologische Bildungszentrum (gemeinsam mit der VHS, Auskunft dort). Viele haben auch spezialisiertere Angebote, abhängig von den Möglichkeiten vor Ort. Die Teilnahme ist häufig kostenlos oder gegen eine Spende; Information jeweils auf den Webseiten oder vor Ort. Kurse wie »Einführung in die Permakultur« oder in andere Themen bieten zunehmend auch Biohöfe auf dem Land. **Spezielle Kurse** zur Saatgutgewinnung und Züchtung, sowohl für Anfänger wie für Fortgeschrittene, veranstalten in unregelmäßigen Abständen auch die Ökosaatgut-Pioniere vom Dreschflegel e.V.; Information auf der Webseite dreschflegel.de.

Bei vielen Initiativen kann man auch ein **Praktikum** oder Ähnliches machen; das muss man jeweils einzeln erfragen. Manche Initiativen bieten auch bereits Workshops an, in denen sie ihre

Erfahrungen bei der Gründung der Gärten weitergeben. Ein breites Angebot an Seminaren bietet auch die Stiftung Interkultur, stiftung-interkultur.de.

Einführungskurse zum Gärtnern allgemein bieten natürlich auch die Volkshochschulen, die Garten- und Obstbauvereine und manche Kleingartenvereine; da muss man vorher fragen, inwieweit dort ökologisches Gärtnern oder Permakultur behandelt werden.



»Der Garten war im Gefängnis
eins der wenigen Dinge,
über die man selbst bestimmen konnte,
schrieb Nelson Mandela.«

*Oder voll süßer Feigen, und rötlichgesprenkelter Äpfel. / Diese
tragen beständig, und mangeln des lieblichen Obstes / Weder im
Sommer noch Winter ...*

Daher kann ein Garten auch Rettung sein. Vielen Gefangenen hat das Gärtnern beim Überleben geholfen; eines der jüngsten Beispiele ist Nelson Mandela, der in seinen Lebenserinnerungen davon berichtet. Besonders in den 18 Jahren, die er auf Robben Island verbringen musste, wurde ihm die Beschäftigung mit Pflanzen – nachdem sie ihm erlaubt worden war – zum rettenden Strohhalm. Die Bedingungen waren extrem. Der »Boden« bestand aus Steinen, Sand und Muschelbruch; Mandela experimentierte mit den Knochen von den Mahlzeiten und dem Kot der Mithäftlinge, um den Boden zu verbessern. Schließlich durfte er Samen bestellen und Gartenbaubücher lesen, und die Beete wuchsen. Der politische Häftling produzierte Tomaten, Melonen, Salat, Zwiebeln und Paprika, die er an Mithäftlinge und Aufseher abgab. Die Beete entwickelten sich zu einer kleinen Oase in der Steinwüste des Gefängnisses, die zunehmend Schmetterlinge und Vögel anlockte. In seinem zweiten Gefängnis Pollsmoor durfte er bereits mit Unterstützung des Direktors gärtnern und produzierte nun offiziell einen kleinen Teil des Gemüses für die Gefängnisküche. »Ein Garten war im Gefängnis eines der wenigen Dinge, über die man selbst bestimmen konnte«, schreibt er in seinen Erinnerungen; »einen Samen in die Erde zu legen, ihm beim Wachsen zuzusehen, die Pflanze zu pflegen und dann zu ernten, bot eine einfache aber dauerhafte Zufriedenheit. Das Gefühl, der Verwalter dieses kleinen Stückchens Erde zu sein, enthält einen Hauch von Freiheit.«

» Die meisten urbanen Gärtner wollen nicht einsam vor sich hin werkeln, sondern zusammen mit Anderen. «

Ein Garten verleiht dem Gärtner Würde, auch wenn er sie nicht so nötig hat wie ein Gefängnisinsasse. Ein Garten kann uns sehen, beobachten, staunen lehren, er kann dem Kind in uns wieder das Laufen beibringen. Ein Garten hat seine eigenen Zeitmaße; hier geschehen Dinge, die man nur begrenzt beschleunigen kann. »Der Garten ist ein Ort der Wahrhaftigkeit: geheimnisvoll, aber erforschbar«, sagt der französische Garten- und Landschaftsgestalter Gilles Clément, Vordenker einer neuen Gartenkultur. »Er regt den Gärtner – den Menschen – an, seinen Platz zu bestimmen, seinen Lebensraum zu erforschen, seinen Reichtum zu ergründen. Zeit spielt hier eine untergeordnete Rolle. Jeder Samen kündet vom nächsten Tag. Es ist immer ein Projekt. Der Garten bringt Güter hervor, trägt Symbole, begleitet Träume. Er verspricht nichts und gibt alles.«

All diese Qualitäten, die die Gärten schon immer hatten, werden sie auch in Zukunft behalten. Aber es scheint sehr stark so zu sein, als würde da gerade etwas hinzukommen – und das ist das Interessante. Als würde das Wort »Garten« eine neue Klangfarbe bekommen, eine aufregende, eine schillernde; eine, die das Beschauliche, das dem Garten anhaftet, ein bisschen aufweitet.

Ein wesentlicher Teil dieser Klangfarbe ist das soziale Element. Die meisten urbanen Gärtner wollen nicht einsam vor sich hin werkeln, sondern zusammen mit Anderen – aus der Überzeugung heraus, dass es einem Gemeinwesen guttut, wenn seine Bewohner Dinge gemeinsam tun. »Die stabilisierende soziale Funktion des Stadtgrüns, speziell der Gärten, wird immer noch unterschätzt«, erklärte Marco Clausen vom Prinzessinnengarten jüngst auf einer

Veranstaltung des Stadtforum Berlin; »wahrscheinlich weil der soziale und ökologische Mehrwert, der da geschaffen wird, nicht unmittelbar quantifizierbar ist. Dabei ist er für die Stadt unbezahlbar.« Auch das Gartendeck in St. Pauli hat innerhalb kurzer Zeit eine Rolle im sozialen Gefüge des Viertels eingenommen. »Wenn man einen Garten anlegt, übernimmt man Verantwortung«, sagt Claudia Plöchinger vom Gartendeck; »zum einen für die Pflanzen, die da wachsen, das sind ja Lebewesen; aber auch für die Menschen, die da hinkommen wollen.« So wird das Gartendeck regelmäßig von Kindergartengruppen besucht, die dort mitwirken und im Lauf der Saison erleben, wie die Pflänzchen, die sie gesetzt haben, wachsen, blühen und fruchten; die manchmal Butterbrote ohne Belag mitbringen und dort Schnittlauch, selbstgemachtes Pesto und anderes



Lob der Felsenbirne



Jeder hat sie schon gesehen, weil sie überall in unseren Parks und Gärten steht – aber nur die Wenigsten nehmen sie richtig wahr: Die Felsenbirne, die wie Mandel, Schlehe und die meisten Obstbäume zur Familie der Rosengewächse gehört, ist ein missachtetes **Multitalent**. Sie sieht gut aus, liefert leckere Früchte und ist obendrein ökologisch wertvoll. Im Frühling erfreut sie das Auge durch ihre zarten, weißen bis **cremefarbenen Blüten**, die noch vor den Blättern erscheinen, und sorgt so im März und April, wenn erst wenig blüht, für kräftige weiße Tupfer in der Stadtlandschaft. Da sie von Insekten bestäubt wird, ist sie eine wichtige frühe Trachtpflanze für Bienen und Wildbienen und vor allem für Hummeln; auch Schmetterlinge besuchen sie. Im Sommer erscheinen die zuerst grünen, dann rötlichen, am Ende violetten bis fast schwarzen Früchte. Und die kann man **wunderbar essen!** Sie schmecken ähnlich wie Heidelbeeren, oft mit einem Hauch von Marzipangeschmack, und sind obendrein vitaminreich; man kann auch gut Marmelade aus ihnen machen. Die Kerne enthalten, wie beim Apfel, geringe Mengen an Glykosiden, die Blausäure abspalten; das geschieht aber nur, wenn man die Kerne zerkaut, ansonsten werden sie unverändert ausgeschieden. Im Herbst färbt sich ihr Laub wunderschön **gelborange bis rostrot**. Die bei uns einheimische Art ist *Amelanchier ovalis*, die Gemeine oder Gewöhnliche Felsenbirne, auch Europäische Felsenbirne genannt. Auch sehr verbreitet ist die aus Kanada stammende Kupfer-Felsenbirne, *Amelanchier lamarckii*, die noch mehr mit roter Herbstfärbung prunkt.

Wer der Meinung ist, dass es eine Verschwendungen sei, die Felsenbirne überwiegend als Zierstrauch zu pflanzen, der ändere dies, indem er den Früchten tüchtig zuspricht – oder indem er gleich die Erlenblättrige Felsenbirne pflanzt, *Amelanchier alnifolia*, die etwas größere, 1,5 bis 2 Zentimeter große Früchte besitzt.



draufkriegen. In diesen Momenten ist das Gartendeck, diese skurrile Großstadtoase, ein Kinder-Garten im wahrsten Sinn des Wortes.

In der Rechtsprechung gibt es bekanntlich den Begriff der »juristischen Person«; das sind Firmen, Vereine oder sonstige Organisationen, die bestimmte formale Kriterien erfüllen und als Akteure in Erscheinung treten. Analog dazu fände ich es reizvoll, für die Stadtgartenprojekte über den Begriff der »sozialen« und der »ökologischen Person« nachzudenken – jedenfalls beschreibe das ganz gut die Funktion, die sie im sozialen bzw. ökologischen Gefüge der Stadt einnehmen können. Nicht zufällig sprechen die Gartenmacher über ihre Gärten oft wie über jemanden, der aktiv handelt: Der Garten macht dies, der Garten macht das; »der Garten vernetzt die Leute«, »der Garten entfaltet allmählich seine Wirkung«, und so weiter. Ein urbaner Garten, ein Gemeinschaftsgarten, kann sich zu einem echten Charakter entwickeln, der einem Stadtviertel tatsächlich neue Impulse verleiht. In Hannover beispielsweise haben die schon seit einigen Jahren existierenden Internationalen Stadtteilgärten in die einst öden Hochhausschluchten am Sahlkamp, im Nordosten der Stadt, erheblich Farbe gebracht. In Berlin gibt es bereits mehrere Dutzend Gartenprojekte unterschiedlichster Färbung, allesamt Großstadtpflanzen erster Güte: Während etwa am Künstlerhaus Bethanien die Gruppe »Ton, Steine, Gärten« einen anarchisch anmutenden Garten in einem alternativen Szenebiotop pflegt, wuchert in einer schluchtartigen Baulücke in Neukölln der wilde »Kids' Garden«, und im Görlitzer Park ist auf Wunsch der Bürger eine Apfelbaumwiese entstanden. Und in Dresden, um ein ganz junges Beispiel zu nennen, belebt seit 2011 der Aprikosengarten den Stadtteil Pieschen im Nordwesten der Stadt; unter dem schönen Motto »Aprikosen für

Alle!« haben es die Initiatoren verstanden, ihren Mitbürgern Lust auf südländische Üppigkeit zu machen und eine Reihe von Interessenten und Mitstreitern in den Garten zu locken. Auch der Begriff »Gartenarbeit« bekommt so zuweilen eine ganz neue Dimension. »Die Hauptarbeit«, sagt beispielsweise Marco Clausen, »besteht gar nicht darin, irgendwas anzupflanzen, sondern darin, die Menschen zusammenzubringen und ihnen die Verantwortung für den Prozess zu übertragen.« Den Rest macht der Garten dann alleine.

Was also ist ein Garten? Ein Ort des Wachstums, der Begegnung, des Lernens. Ein Ort für Menschen, Pflanzen, Tiere. Eine Einladung, die Stadt – und die Gesellschaft; doch, so hoch darf man ruhig mal greifen – neu zu denken. Es geht darum, was in der Stadt alles möglich ist. »Eine andere Welt ist pflanzbar« heißt der Spruch, den die Filmemacherin Ella von der Haide geprägt hat und der zum Schlachtruf der urbanen Gartenbewegung geworden ist. Der Garten als Ort der Möglichkeiten, der U-topien, als Nicht-Ort im wahrsten Sinn des Wortes.

In jeder Stadt gibt es solche Stellen, solche Vorbeifahr-Flächen, die man normalerweise gar nicht wahrnimmt; Orte, an denen einmal etwas war oder auch nicht und wo oft nicht klar ist, was dort demnächst passieren wird. So wie in München, Emma-Ihrer-Straße, schon den Namen kennt kein Mensch, eine unbedeutende Sackgasse auf der Grenze zwischen Neuhausen und Schwabing, gefühltes Niemandsland – und doch mitten im Leben, in Sichtweite mehrere Theaterhallen, die Zentrale des Goethe-Instituts, das Olympiagelände. Und dann sind da noch die tiermedizinischen Institute

der Universität, hier grasen Schafe, dort Pferde, plötzlich kommt eine Frau in Blaumann und Gummistiefeln mit einer Schubkarre voll Mist um die Ecke, ist das nicht doch eher Mecklenburg-Vorpommern hier?, aber nein, da hinten steht der Olympiaturm, eindeutig München. Ein neues Gartenprojekt wird gegründet, ähnlich wie all die anderen und doch sehr eigen: »O'pflanzt is!« heißt es, im Frühling 2012 wird hier ein Garten entstehen, mittendrin auf dieser Kiesfläche in der Münchner Schotterebene, auf der sich eine typische Pioniergevegetation breitgemacht hat, Königskerze, Kratzdistel, Ampfer, Brombeere, Holunder, das wuchert alles vor sich hin, wie soll das erst im Frühling werden? Aber jetzt ist noch Herbst, ein paar Dutzend Menschen sind gekommen zur Eröffnung, Reden werden gehalten, Ideen gesponnen, Konzepte entwickelt, ein Ort des Lernens soll es werden, der Begegnung, des Wachsens und Blühens, ein kreativer Ort. Und dann sagt Vanessa Blind, die Initiatorin, einen wunderbaren Satz: »Wir machen hier einen VIP-Garten – für Vögel-Insekten-Pflanzen!« Auch für Menschen, eh klar, aber da würde die Abkürzung nicht so gut passen. Und dann greifen alle zum Spaten und setzen erst mal ein paar Johannisbeersträucher in die Erde.



Wie komme ich an einen Garten?

Oder anders gefragt: Wie komme ich zum Gärtner? Denn es muss nicht unbedingt ein eigener Garten sein. Den gibt es auch, z.B. den klassischen Kleingarten; den findet man beim Spazierengehen und übers Internet. Wichtig: Auf Nähe zur Wohnung achten! Vielfältiger und geselliger dagegen sind die Möglichkeiten, sich mit Anderen zusammenzuschließen.

1 Bei einer Initiative mitmachen. Im Internet nach den entsprechenden Stichworten suchen, z.B. Name der Stadt + »Garteninitiative«, »Gemeinschaftsgarten«, »urbane Gärten« oder Ähnliches. Auch die »Transition Town«-Initiativen beschäftigen sich oft mit dem Thema Gärtner und Lebensmittel. Die umfangreichste und aktuellste Zusammenstellung findet sich bei stiftung-interkultur.de unter → Interkulturelle Gärten → Gärten im Überblick.

2 Selbster tegärten. Ein guter Weg für Anfänger; Selbster tegärten gibt es entweder als Angebot von Kommunen (z.B. »Krautgärten« in München), von Privatunternehmern (z.B. »Meine Ernte«, »Garten-glück«, »Bauerngarten«), von Biomärkten (»Saisongarten« von tegut) oder direkt von Landwirten. Das Prinzip ist überall dasselbe: Man übernimmt im April/Mai eine vorbeepflanzte Parzelle und hat eine Saison lang ein eigenes Beet. Mehr dazu und die wichtigsten Adressen auf Seite 31.

3 Ackerstreifen mieten. Mancher Landwirt am Rand der Städte verpachtet gern die Saison über einen Streifen Acker. Hier muss geklärt werden: Wie wurde das Stück bisher bewirtschaftet; wo gibt es Wasser; machen andere mit? Für unerschrockene Leute mit ein bisschen Erfahrung ist das unter Umständen eine gute Alternative.

4 Gemeinsam mit Freunden ein Wochenendgrundstück mieten (gibt's im Umfeld vieler Städte) und dort einen Garten anlegen. Wichtig: Vor-



Baulücken, Gesetzeslücken, Aufmerksamkeitslücken – in manchen Gegenden gibt es Platz im Überfluss.

her die Motivation klären, vor allem wer was vorhat und wer was kann (Erfahrung! Zeit!) und wie die Rechte und Pflichten geregelt werden.

5 Mitglied in einer CSA werden (= *community-supported agriculture*, Verbraucher-Erzeuger-Gemeinschaft). Dort ist man zwar in erster Linie Konsument; aber wenn man will, kann man viel über die Lebensmittelherstellung erfahren und sich unter Umständen auch in die Abläufe einbinden lassen. Bei manchen CSA wird Mitarbeit sogar vorausgesetzt. Information: solidarische-landwirtschaft.org.

6 Einen Garten oder eine Initiative gründen. Setzt voraus, dass man weiß, was man will, dass man Leute begeistern kann und entweder über viel Energie oder bereits über eine Fläche verfügt. Aber warum nicht? Besonders wenn ohnehin ein Aufbruch stattfindet, wenn ein neues Viertel gebaut, Strukturwandel gestaltet, Fläche umgewandelt wird, sollten immer auch Gärten entstehen.

7 Lücken nutzen: Baulücken, Gesetzeslücken, Aufmerksamkeitslücken. In manchen Gegenden gibt es Platz im Überfluss. Oder es gibt Leute, die Platz haben, ihn aber selbst nicht nutzen können – nach dem Motto: »Ich pflege Ihren Gemüsegarten oder pflücke Ihre Äpfel, und wir teilen uns die Ernte.«

8 Schulen und Kindergärten: ebenso Kitas, Horte, Mittagsbetreuung; da liegt viel Gelände brach. Einen Schulgarten anzulegen, kann man auch als einfacher Elternteil anregen. Vielleicht finden sich ja interessierte Mitstreiter, und ein Lehrer oder die Schulleitung übernimmt nur pro forma die Leitung.

9 Wohnanlagen, Seniorenheime, Kliniken, Firmen (die haben oft riesige Freiflächen!): Hier gilt das gleiche. Platz für einen Garten ist fast überall, mit Fantasie ist vieles denkbar.